

Die Rechnung

Es ist jetzt gerade zwei Jahre her, da saß ein Wiener Freund bei mir, und wir sprachen vom Krieg. Seltsam klang das damals, gar in der tiefen Salzburger Stille. Wir erschraken selbst. Krieg? Gibts denn das überhaupt noch? War das nicht längst widerlegt und aus der Welt bewiesen, fortbewiesen? Ein frommer Wunsch der Schwerindustrie vielleicht, aber unmöglich, schon durch die wirtschaftliche Verflechtung der Völker unmöglich. Eine Binsenwahrheit, daß der Krieg ausgestorben ist! Doch der Freund gab nicht nach. Er ist ein Österreicher von besonderer Art: er nimmt sich Österreich zu Herzen, denn er hat den Glauben an Österreich. Den trifft man bei uns nicht oft. Unzufriedenheit mit unseren Zuständen ist häufig, Einsicht, wie geholfen werden könnte, selten, Entschlossenheit zu helfen, fast nirgends. Sie wird auch gar nicht gewünscht, sie macht unbeliebt. Meinen Freund aber sieht das nicht an, denn er glaubt an Österreich, weil er nämlich Österreich kennt. Wer je die Wirklichkeit Österreichs erblickt hat, schwört auf Österreich. Nur läßt sie sich ja nirgends bei uns blicken. Und das ist unser wahres Problem: sobald einmal Österreich wirklich zum Vorschein kommt, wird keinem mehr bangen, keiner mehr zweifeln, aber wie bringt man es zum Vorschein? Das ist die Frage. Denn einer versteckt es ja vor dem anderen, darin besteht doch unsere ganze Politik. Und nun folgerte der Freund: in Gefahren, in der Not war Österreich noch immer gleich wieder da, darum brauchen wir einen Krieg, nur ein äußerer Krieg bringt uns den inneren Frieden, im Kriege wird Österreich erscheinen.

Ich denke jetzt oft an jenes Gespräch vor zwei Jahren, in meiner tiefen Salzburger Stille. Damals war ich eher skeptisch. Es schien mir doch eine gar zu verwegene Rede. Mich schaudert auch heute noch davor, einen Krieg zu wollen, gar aus Kalkül. Auch Bismarck hat den Krieg nie selbst gewollt. Wenn er einen Krieg brauchte, hat er wollen, daß ihm der Krieg aufgedrungen werde. Das ist ein Unterschied, und nur dann stimmt auch der Kalkül erst. Krieg gehört in das Gebiet eines höheren Willens als des unseren. Um aber den Enthusiasmus des Freundes nicht zu kränken, ließ ich es bei der Frage bewenden, ob wir denn das Geld dazu hätten und woper? Und es schien mir toll, als er antwortete: „Geld? Soviel Sie wollen. Dreimal so viel als wir brauchen! Geld genug für einen siebenjährigen Krieg! Es weiß ja nur niemand, wie reich wir sind. Weil eben kein Mensch Österreich kennt, die Wirklichkeiten Österreichs, und der Österreicher selber schon gar nicht!“ Und er begann das alte Lied, ich aber blieb steif: Beschaffen werden wir uns das Geld ja, aber wenn es dann schließlich bezahlen heißt, wenn die Rechnung kommt, früher oder später, was dann? Der Freund wiederholte: „Wir sind viel reicher als irgend jemand ahnt, und wenn wir das Geld brauchen, werden wir es immer haben, schon weil wir es ja mit einem bloßen Federstrich ersparen können!“ Und er fing an mir vorzurechnen, Ziffer um Ziffer, wie viel wir allein ja schon bloß an unserer Verwaltung ersparen könnten.

Oft fällt mir das jetzt ein, denn jetzt wird ja manchem unter uns zuweilen schon im stillen ein wenig bang und er fragt beklommen: Wenn aber erst die Rechnung kommt, was dann? Es macht auch Mutigen Furcht, daß ja der Krieg auch im Frieden noch wird durchgehalten werden müssen, so lange bis er bezahlt sein wird. Neue Steuern also? Die würde jeder Stand auf den anderen abwälzen wollen und so wären wir, eben durch den Krieg erst vereint, schon wieder uneins. Nein, den schönsten Preis, den uns der Krieg gebracht hat, das selbige Gefühl der Eintracht, darf uns der Friede nicht wieder gefährden. Neue Steuern wären bedenklich und sie sind

auch gar nicht nötig. Wir brauchen keine neuen Einnahmen, wir langen mit den alten aus, wenn wir uns nur entschließen, an den Ausgaben zu sparen. Und schließlich, wenn wir mehr einnehmen wollen, können wir auch das ohne Steuern.

Es war einmal in Österreich eine „Kommission zur Förderung der Verwaltungsreform“. Ihr Vater ist der Abgeordnete Professor Josef Redlich. Sie wurde mit großen Erwartungen begrüßt und dann, wie das schon geht, vergessen. Man hörte nichts mehr von ihr, bis man eines Tages neulich hörte, daß sie sanft verschieden war. Und jetzt ist nichts mehr übrig von ihr als zwei Bände. Ein dicker bläulicher und ein dünner gelblicher. Jener enthält die vom 21. Oktober bis zum 9. November 1912 veranstaltete „Enquête“ der Kommission, dieser einen „Bericht“ des Abgeordneten Redlich über die „Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der österreichischen Finanzverwaltung sowie Vorschläge zur Reform dieser Verwaltung“. Aber es liest sie niemand; weder den blauen noch den gelben. Das ist schade. Denn es stehen allerhand tiefe Geheimnisse Österreichs darin, fruchtbringende, segensreiche Geheimnisse, sobald sie nur erst einmal ruckbar werden. Und es steht noch etwas darin, was wir jetzt brauchen können: unsere Zukunft, die starke Zukunft, die wir haben. Es steht darin, wie reich wir sind.

Übrigens ist jetzt eine kleine Schrift erschienen, „Österreichs Finanzen und der Krieg“, von dem Prager Hofrat Franz Meisel und dem Prager Professor Artur Spiethoff verfaßt, in der jene verstorbene Kommission wieder auflebt. Auch da wird gefragt, ob Österreich aus eigener Kraft einen größeren Zinsenaufwand machen kann. Die Frage wird bejaht, wofern wir nur, was wir einnehmen, jetzt schon einnehmen, wofern wir das dann nicht mehr unproduktiv verschwenden, sondern endlich damit wirtschaften lernen.

Unsere Steuerkraft ist gut, unsere Einnahmen sind groß, alles wäre recht, nur kostet unser staatlicher Betrieb zu viel. Die Kosten unserer inneren Verwaltung sind in zwanzig Jahren von dreiunddreißig Millionen auf hundertzehn Millionen gestiegen, die Personalkosten der Zentralstellen haben sich verfünffacht. Im preussischen Ministerium des Innern sind in einem Jahre 80000 Akten von 35 Juristen und 65 Kanzleibeamten erledigt worden, im österreichischen Ministerium des Innern 70000 Akten von 135 Juristen und 250 Kanzleibeamten; dort kommt der Akt auf 7,50 Kronen zu stehen, bei uns kostet er 18,06 Kronen. Es ist berechnet worden, daß in der Eisenbahnverwaltung allein an Personalaufwand 80000000 Kronen jährlich erspart werden könnten, an unserer gesamten Verwaltung aber jährlich 300000000 Kronen. Auf jeder Seite zeigt die kleine Schrift, wie reich wir sind! Es kann uns wirklich nichts geschehen, wenn wir nur endlich unseren Reichtum auch gebrauchen lernen. Eigentlich stellt sich jetzt heraus, wie klug wir im Grunde waren, unwissentlich, und wie recht wir hatten mit unserer Freigebigkeit. Bald war's ein Minister, den wir diesem, bald eine Lokalbahn oder Wasserstraße, die wir jenem bewilligten, mit leichter Hand, um nur alle bei guter Laune zu halten, und wer nur irgendwie mit irgendwem verwandt war, wurde gleich angestellt. Regieren ist ja bei uns die Kunst des Schenkens. Wer aber gewohnt ist, viel zu verschenken, hat es leicht, sich in knappen Zeiten zu helfen: er stellt einfach seine Schenkungen ein. Wie man denn zum Beispiel ausgerechnet hat, daß unseren Eisenbahnen geholfen wäre, wenn wir bloß einmal fünf Jahre lang keine neuen Beamten ernennen; und nach fünf Jahren würde die Zahl dann erst den preussischen Verhältnissen entsprechen. Nein, wir brauchen neue Steuern nicht, wir brauchen nur etwas weniger neue Be-

amte. Wir sind reich genug, unser Reichthum kommt uns nur zu teuer. Aber einem Betrieb, der keinen Fehler hat, als daß er zu viel kostet, ist bald geholfen. Mein Freund hatte damals wirklich recht: ein Federstrich genügt. Was tut denn der Einzelne, wenns ihm gelegentlich einmal nicht mehr recht zusammengeht? Woran spart er zu erst? An den Trinkgeldern. Kellner werden das unschön finden, aber es liegt am nächsten. An den öffentlichen Trinkgeldern können wir so viel ersparen, daß, gar wenn wir noch mit den Steuern, die wir schon haben, nur auch endlich einmal, Ernst machen und nicht mehr gar so „Konnivent“ sind (ein Wort, das überhaupt auf zehn Jahre verbannt werden müßte, so lieb es uns auch allen ist), alle Kosten damit gedeckt sind, die Kosten des Krieges nicht bloß, sondern auch die größeren Kosten des neuen Friedens.

Denn täuschen wir uns doch nicht: Der alte Friede kommt nicht wieder! Lernen wir beizeiten den harten Blick des neuen ertragen. Es wird ein Friede sein, der den Krieg nicht vergessen kann. Die törichte Unschuld des alten ist dahin. Wir haben zu tief in die Wahrheit geblickt; wir wissen jetzt zu viel, die Märchen sind uns vergangen. Daß es nur ein paar böse Tyrannen sind, die darauf sinnen, den tiefen Frieden der arglosen Völker zu stören, das war so ein Märchen. Jetzt wissen wir: in jedem Volke lauert der Krieg uns auf. Immer müssen wir bereit sein. Selig sind die Friedfertigen, heißt es in der Schrift. Aber im griechischen Text wird erst deutlich, was gemeint ist. Wörtlich übersetzt heißt es: die den Frieden tun, die Friedensbringer, die Friedenstäter. Denn das ist ein fauler Friede, der nicht aus einer heiligen Kraft geboren ist und immer von neuem aus immer erneuter Kraft geboren wird. Frieden hat allein der Starke. Wer Frieden will, mache sich gefürchtet. Der wahre Friede ist nur die höchste Form des Krieges, der wahre Friede beruht auf der Macht des Starken, deren bloßer Anblick den Feind schlägt. Friedfertig ist nicht, wer den Krieg fürchtet, sondern wer den Krieg nicht zu fürchten hat. Einen solchen Frieden der Furchtlosigkeit werden wir bereiten müssen, einen Frieden der höchsten Spannung aller österreichischen Kraft. Kraft aber wächst nur aus Ordnung, Kraft ist Sammlung, Kraft hat, wer von sich Gebrauch machen lernt. Das hat uns dieser Krieg gelehrt, so sind wir durch ihn wahren Friedens erst fähig geworden. Und es wird unser Schicksal entscheiden, ob wir uns dieses Krieges, in dem Frieden, den er bringt, auch würdig zeigen werden. Groß war der Krieg, Größeres muß kommen, die Heldenzeit beginnt erst.

Hermann Bahr

Das kulturelle Polen

Daß die Polen heute keine Weltanschauung haben, ist eine Tatsache: sich darüber noch zu äußern wäre zwecklos. — Vielmehr ein Ringen um eine Kultur zeigt uns das polnische Denken des 19. Jahrhunderts. Die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen in ganz Europa hatten auch das polnische Gemüt stark beeinflusst; ein mächtiger Schrei nach Freiheit durchdrang alle diese Kämpfer, die eine tiefe religiöse Frömmigkeit kennzeichnet. Schließlich birgt jeder politisch-soziale Kampf etwas Religiöses in sich. Dort aber war diese Religiosität aus den Tiefen des Leids gekommen: man schaute nach einer helleren Zukunft empor, man konzentrierte alle Kräfte, um die politische und geistige Freiheit zu gewinnen. — Die polnische Literatur besitzt im allgemeinen vielleicht mehr sozialen Charakter als jede andere. Das scheint auch selbstverständlich zu sein; ein Volk ohne Vaterland, das schon in seinen letzten Vegetationsjahren ohnehin in jeder Hinsicht stark unterdrückt war, das jedoch um jeden Preis leben